

ordnete die Bundesregierung die Aussen- und Asylpolitik grundsätzlich wirtschaftlichen Interessen unter. Liberale Regime und Bewegungen im Ausland wurden unterstützt, solange sie nicht die Souveränität und wirtschaftlichen Interessen des neuen Bundesstaats tangierten. Den europäischen Monarchien waren vor allem die republikanischen Exilanten, die nach 1848/49 in der Schweiz Zuflucht gefunden hatten, ein Dorn im Auge. Das Bild der humanitären Schweiz, die verfolgten europäischen Republikanern Schutz gewährte, wurde zwar von den Bundesbehörden gefeiert, bewahrheitete sich jedoch als blosser Rhetorik, die – dem Druck des Auslands weichend – im Alltag der Asylpraxis wesentlich restriktivere Züge annahm.

Einzelne Fragen hätten eine vertiefte Analyse verdient. So wird dem Leser beispielsweise nicht ganz klar, warum die Judikative als schwaches Glied im neuen Bundesstaat zu bewerten ist. Auch müsste die politische Pattsituation vor 1848 begrifflich nicht als politischer Immobilismus gefasst werden. Immerhin bauten in dieser Zeit insbesondere die Liberalen eine Vereins- und Medienkultur auf, welche die Öffentlichkeit und Politik bis heute massgeblich geprägt hat. Ebenfalls unklar ist, ob die Machtlosigkeit, mit der die Schweiz in den 1830er- und 40er-Jahren die ausländischen Zölle akzeptierte, auf das Fehlen starker zentraler Behörden zurückzuführen ist. Denn weder in den Jahrzehnten nach 1848 noch im 20. Jahrhundert bestimmte die Schweiz als Kleinstaat Tarifsätze aus eigener Macht und Initiative.

Insgesamt ist es Humair jedoch gelungen, in prägnanter Form die Bedeutung der Bundesstaatsgründung herauszuarbeiten. Hinter den politischen Programmen der Konservativen und vor allem der Liberalen steckten wirtschaftliche Kräfte, welche die beiden politischen Gruppierungen in den bewaffneten Konflikt trieben. Der rasche Aufbau einer neuen liberal-

nationalen Wirtschaftsordnung nach 1848 verdeutlicht das Gewicht dieser Kräfte. In den Wochen und Monaten nach der Staatsgründung verschwanden die inländischen Zölle; anfangs 1849 entstand die Postbehörde und ein Jahr später kam der erste Schweizer Franken in Umlauf. Allerdings braucht es mehr als nur wirtschaftliche Kräfte, um einen Bürgerkrieg auszulösen. Weitere gesellschaftliche und kulturelle Aspekte müssten in Betracht gezogen werden. Unter den Zehntausenden, die das Heer der Eidgenossen im Sonderbundskrieg ausmachten, befanden sich wohl nur wenige Soldaten, die für den politischen und wirtschaftlichen Liberalismus ihr Leben aufs Spiel setzten. Das tägliche Brot und die Unterordnung in etablierte soziale Hierarchien bestimmten viel eher das Verhalten der Soldaten. Auch wenn Humair derartige Aspekte kaum aufgreift, füllt sein Fokus auf wirtschaftliche Fragen eine wichtige Lücke (auch in der deutschsprachigen Literatur).

Pascal Maeder (Basel)

Thomas Bürgisser
«Unerwünschte Gäste»
Russische Soldaten in der Schweiz
1915–1920
(Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas 19)

Pano-Verlag, Zürich 2010, 238 S., Fr. 58.–

«Bei Martigny ca. 80 Russen. Arbeiten seit einigen Tagen nichts mehr, weil sie nach Hause wollen. Laufen im Lande herum und belästigen die Bevölkerung. Ca. 30 Mann sind nach Bern gereist und sollen jetzt nach Fribourg unterwegs sein. Hauptmann Hörni verlangt Truppen um den in Martigny gebliebenen Rest zu bewachen.» (113) Das Zitat aus einer Notiz des Schweizer Armeestabs vom Oktober 1918 verdeutlicht, dass sich die

Schweizer Behörden schwer taten mit den rund 3000 Russen, die als Flüchtlinge oder Deserteure in die Schweiz gelangt waren. Mehrfach wurden diese als «unerwünschte Gäste» betrachtet, was Bürgisser durch entsprechende Dokumente untermauert.

Erklärtes Ziel der Studie von Thomas Bürgisser ist es, wie er in der Einleitung schreibt, «dem Schicksal dieser russischen Militärangehörigen in der Schweiz nachzugehen, die Umstände ihrer Ein- und Ausreise sowie die Art und Dauer ihres Aufenthalts zu dokumentieren und unter den Aspekten von Identität, Selbstwahrnehmung und Fremdbildern zu analysieren». (15) Das Konzept der *Lebenswelt* (im Teil Methodischer Ansatz und Vorgehensweise erörtert) ermöglicht es dem Autor, sich nicht nur dem «System» zuzuwenden, sondern kulturgeschichtlich zu arbeiten, das heisst vom Menschen, vom Individuum, auszugehen und dessen «kleine» Geschichte im Zusammenhang mit übergeordneten Ereignissen darzustellen. Der Kern der Studie ist in sechs Kapitel untergeteilt, wobei diese nicht unbedingt chronologisch geordnet sind. Der Autor orientiert sich vielmehr an einzelnen Punkten, die für die Untersuchung wichtig sind.

In einem ersten Schritt wird die Flucht in die Schweiz beschrieben. Vom Krieg und Schicksalen im Krieg ausgehend zeigt Bürgisser, wie sich die Flucht eines russischen Soldaten beispielsweise aus der deutschen Kriegsgefangenschaft gestaltete, bis dieser in die neutrale Schweiz gelangte. Dabei spielt auch der Umgang der Schweizer Behörden mit den Flüchtlingen in den ersten beiden Kriegsjahren eine Rolle, wobei der Autor hier auch auf die versuchte Einflussnahme der offiziellen russischen Stellen in der Schweiz eingeht.

In einem zweiten Schritt wird der Struktur- und Paradigmenwandel der Jahre 1917/18 beschrieben. Hier geht Bürgisser detailliert auf die veränderte Ausgangslage

infolge der Februar- und Oktoberrevolution von 1917 in Russland ein und auf deren Folgen, sowohl für die russischen Militärangehörigen, als auch für die Schweizer Behörden, die nun, wie es scheint, fast in jedem Russen einen Spion und Hetzer vermuteten. Auch hier wird dem lebensweltlichen Ansatz Rechnung getragen: Es sind nicht nur die Strukturen und die Geschehnisse, die interessieren, sondern es sind auch einzelne Menschen – wie beispielsweise die Vertreter des Sowjetischen Roten Kreuzes – die im Mittelpunkt der Untersuchung stehen.

Im Folgenden analysiert der Autor die Problematik der russischen «Deserteure», die sich nicht als solche sahen, aber von den Schweizer Behörden als solche behandelt wurden. Da keine Ausschlusspraxis bestand, wurden die meisten dieser Menschen in Arbeitsdetachements zusammengeführt (die beispielsweise bei Meliorationsarbeiten im Wehntal eingesetzt wurden) oder gar in Sanatorien, Erholungsheimen oder Strafanstalten gefangen gehalten. Dabei arbeitet Bürgisser sehr konsequent die Wahrnehmungsunterschiede heraus: Während sich die Russen selbst als freie Bürger einer freien Nation (des neuen Sowjetrussland) betrachteten, waren sie für die schweizerischen Behörden eine Bürde revolutionswütiger Deserteure, ein Risiko für den eigenen Staat. Auf zahlreiche Quellen und Zeitungsberichte aus der linken und bürgerlichen Presse gestützt zeigt der Autor auf, wie sich der Diskurs auf allen Seiten zuspitzte und radikalisierte, bis es infolge unterschiedlicher Abkommen mit der Sowjetunion 1919/20 zum Abtransport der Russen kam.

Treffend bemerkt Bürgisser, dass die negative Stimmung mit den inneren Ereignissen in der Schweiz, mit der Verschärfung der Asyl- und Ausländerpolitik sowie vor allem mit der Furcht vor revolutionären Umtrieben (ausgehend von

ausländischen, kommunistischen Kräften) zusammenhing. Dabei beschreibt er ausführlich, wie sich die Politik der Behörden gegenüber den Flüchtlingen im Verlauf der Jahre des Ersten Weltkriegs veränderte. Dies hing aber auch mit einzelnen Persönlichkeiten des Schweizer Militärs oder aus unterschiedlichen Behörden zusammen. Auch geht der Autor knapp darauf ein, dass sich die Sympathien der Bevölkerung eher auf die französischen, belgischen oder britischen Internierten erstreckten, denn auf die Russen.

Es bleibt in diesem Zusammenhang jedoch undeutlich, ob quer durch die schweizerische Bevölkerung die gleiche Stimmung vorherrschte. Revolutionsängste gepaart mit der Wahrnehmung der Russen als fremd, sprachlich unkundig und «kulturlos» mögen zwar zu einem grössenteils negativen Bild beigetragen haben. Allerdings deuten zahlreiche Artikel in der linken Presse sowie Vorstösse der Bevölkerung bei den Behörden, sich um «unsere Russen» zu kümmern, darauf hin, dass es durchaus auch eine differenzierte Wahrnehmung gegeben hat. Dies bleibt in Bürgissers Buch leider etwas im Hintergrund, ausgenommen bei der Betrachtung von Einzelschicksalen, wie beispielsweise demjenigen von Théophile Ravinsky, der in der Schweiz blieb. Der Autor geht in seinen Ausführungen viel mehr von den Unterschieden aus, die zwischen Schweizern und Russen existierten, als von möglichen Annäherungspunkten. Furcht und Panik scheinen vor allem in den Gebieten vorgeherrscht zu haben, in denen keine Russen anzutreffen waren.

Die Darstellung lässt sich wunderbar lesen und ist gespickt mit vielen persönlichen Schicksalen, die gekonnt beschrieben werden. Es wäre aber dem Buch sicherlich zugute gekommen, wenn streckenweise wieder auf die Ausgangsthese eingegangen worden wäre, beziehungsweise wenn der Autor am Ende des einen

oder anderen Kapitels ein kurzes Fazit hätte ziehen können. Im Epilog und der anschliessenden Schlussbetrachtung gelingt es dem Autor, den Bogen zu schlagen und den Leser davon zu überzeugen, dass das nun zum ersten Mal beschriebene Schicksal russischer Militärflüchtlinge ein durchaus bewegtes und noch zu entdeckendes Kapitel der Schweizergeschichte darstellt. Hierzu hat nun Bürgisser mit seiner Studie einen ersten Grundstein gelegt.

Laura Polexe (Basel)

Fritz Trümpi
Politisierte Orchester
 Die Wiener Philharmoniker und
 das Berliner Philharmonische
 Orchester im Nationalsozialismus

Böhlau, Wien 2011, 357 S., zahlreiche Abb., € 39,-

Die musik- und zeitgeschichtliche Forschung zum Thema Musik und Musikleben im Nationalsozialismus hat sich in den letzten Jahren vor allem mit der Rolle zentraler Persönlichkeiten und den Strukturen der braunen Verfolgungsstrategien im Bereich der Musik befasst. Dabei sind wesentliche Aspekte geklärt worden, die einer lange Zeit tendenziell verharmlosenden Historiografie die unwiderlegbare Härte der Fakten entgegenhalten. Im Hinblick auf die Geschichte musikalischer Institutionen hingegen, die ja von Anbeginn weg die musikpolitischen Vorstellungen der Nationalsozialisten umzusetzen hatten, besteht noch in weiten Bereichen viel Forschungsbedarf. Zu diesen Institutionen gehören in erster Linie die traditionsreichen Orchester. Quellenbasierte Studien wie die von Manfred Permoser über die Wiener Symphoniker in der NS-Zeit (Frankfurt – Wien 2000) haben zwar bereits grundlegende Strukturen der Problematik klar dargestellt, diese Ergebnisse bedürfen jedoch dringend der Ergänzung

durch konsequente Erforschung von möglichst vielen weiteren vergleichbaren Orchestergeschichten, vor allem auch zur Verdeutlichung jeweils gültiger allgemeiner oder lediglich lokaler Spezifika.

Im Fall der Wiener und Berliner Philharmoniker kommt die schiere Prominenz beider Orchester dazu: damals wie heute fungieren beide Orchester als besonders hervorgehobene Exponenten musikalischer Tradition und interpretatorischer Qualität, um beide Orchester werden auch entsprechende Mythen gepflegt. Die Aufarbeitung der NS-Jahre spielt dabei, was kaum überraschen wird, bisher nur eine bescheidene Rolle. Die in der zeitgeschichtlichen Forschung bekannte Elitenkontinuität ist auch hier ganz deutlich zu konstatieren, ebenso natürlich der ebenso bekannte Verharmlosungsreflex, wonach es sich ja auch in jener Zeit «nur» um Kunst gehandelt habe. Dazu kommt, dass sich eine beflissene und medial gut vernetzte Journaille besonders in Wien erfolgreich darum bemüht, derartige Fragestellungen als Nestbeschmutzung und Majestätsbeleidigung zu denunzieren. Umso wichtiger ist das Erscheinen dieses Buches.

Die Zürcher zeitgeschichtliche Dissertation von Fritz Trümpi beinhaltet aber noch wesentlich mehr, als ihr Titel vermuten lässt. Der Autor gibt sich nämlich nicht damit zufrieden, den Vergleich der beiden renommierten Orchester auf die Jahre der NS-Herrschaft zu beschränken. Darin liegt auch gleich der zentrale Wert dieser Publikation. Die historische Analyse vieler bisher kaum oder gar nicht bekannter Dokumente der Geschichte beider Institutionen (vor allem auch ökonomischer und verwaltungstechnischer Natur) ergibt nämlich, dass in beiden Orchestern grundlegende Weichenstellungen bereits vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten erfolgten.

Im Fall der Berliner Philharmoniker betrifft dies eine seit den 1910er-Jahren

immer engere Anbindung eines zunächst autonomen musikalischen Unternehmens an die öffentliche Hand, kulminierend bereits 1932 in der De-facto-Beendigung der Orchesterautonomie durch die entscheidende Präsenz von Stadt- und Reichsvertretern im Aufsichtsrat. Die dann von Goebbels konsequent betriebene Umwandlung zum «Staatsbetrieb» unter der Kontrolle des Ministeriums für «Volksaufklärung und Propaganda» (1934) war damit bereits strukturell grundgelegt. Auch die Verpflichtung auf das bis heute erfolgreiche Trademark *Made in Germany* – also die nationale und internationale Positionierung des Orchesters als Symbol deutscher Innovationskraft und Qualität – spielte in der Geschichte des Orchesters schon früh (vor dem Ersten Weltkrieg) eine zentrale Rolle. Von den Nationalsozialisten wurde diese Positionierung im Kontext der bekannten Maximen ihrer Musikpolitik lediglich fortgesetzt. Auf der anderen Seite hatte sich die während der NS-Herrschaft so auffällige Einschreibung der Wiener Philharmoniker in den notorischen Symbolkomplex der «Musikstadt Wien» ebenfalls schon lang vor dem Beginn der NS-Dominanz etabliert. Trümpi zitiert in diesem Zusammenhang nicht nur die einschlägige aktuelle Literatur – zentral dabei die profunde historische Studie zum Topos «Musikstadt Wien» von Martina Nussbaumer (Wien 2004) –, sondern zeigt anhand zahlreicher Manifestationen aus Vorgeschichte und NS-Zeit die erstaunliche Beständigkeit dieses Motivkomplexes, nicht zuletzt im Hinblick auf das Verhältnis zur «klassischen» (die Trias Haydn – Mozart – Beethoven) und «Wiener» (Schubert, «Firma» Strauss) Tradition.

Die ausführliche Darstellung dieser entscheidenden «Vorgeschichte» (vergleichbar der von Manfred Permoser festgestellten Relevanz ähnlicher Strukturen im Fall der Wiener Symphoniker)